

Die Insel liegt innen – die Grenze liegt außen

Seit ich in Deutschland lebe, höre ich immer wieder, der eine oder die andere sei »reif für die Insel«, und man versteht darunter einen Urlaub auf einer Ferieninsel, das Inselglück des Touristen.

Das zusammengesetzte Wort »Inselglück« hat für mich zwei auseinanderstrebende Teile. Das Wort »Insel« läßt das Wort »Glück« nicht zu. Ich habe über dreißig Jahre in einer Diktatur gelebt, in Rumänien. Jeder für sich war eine Insel und das ganze Land noch einmal – ein nach außen abgeschottetes, nach innen überwachtes Gelände. Es gab also auf der großen festen Insel, die das Land war, die kleine umherirrende Insel, die man selber war. Beides aufeinandergelegt im Zwang, zwei aufeinandergezwungene Tatsachen. Dabei hätte eine und jede der beiden für sich allein gereicht, um daran zu zerbrechen.

Auch in meiner Familie war jeder eine Insel. Es waren die 50er Jahre, eine Kindheit im Stalinismus, ein abgelegenes Dorf ohne Asphaltstraße zur Stadt – aber kein politikfreies Gehege. Drei, vier Politfunktionäre hatten alle und alles unter Kontrolle. Sie kamen aus der Stadt. Frisch geschult machten die jungen Bewacher den Anfang ihrer
160 Karriere in einem Kaff, profilierten sich durch Drohungen,

Verhöre, Verhaftungen. 405 Häuser hatte das Dorf, etwa 1500 Bewohner. Alle liefen herum mit dem Schrecken. Niemand traute sich, darüber zu reden. Auch wenn ich als Kind die Inhalte der Angst nicht kapierte, fraß sich das Gefühl der Angst in den Kopf. Alle in meiner Familie waren beschädigt. Meinen Großeltern hatte man als »Ausbeuter des Volkes« das Feld, den Kolonialwarenladen enteignet. Einer der wohlhabendsten Leute der Gegend hatte über Nacht nicht einmal mehr Geld genug, um den Friseur zu bezahlen. Sein Sohn war im Krieg gefallen. Seine Tochter, meine Mutter, wurde fünf Jahre ins Arbeitslager in die Sowjetunion deportiert, wo sie den Tod als Verhungern und Erfrieren sah. Mein Vater hatte den Krieg überlebt. Ja, mein Großvater murmelte sich bei jeder Hausarbeit Sätze ins Kinn. Meine Großmutter nuschelte ihre Gebete für sich. Meine Mutter stürzte sich ins Schuffen bis zur völligen körperlichen Erschöpfung. Mein Vater in den Alkohol, bis die Beine einknickten und die Zunge lallte. Und ich begriff inhaltlich nichts und gefühlsmäßig alles an diesem wortlosen, mit dem Schweigen gepaarten Ruin. Ich lief mit mir herum, wollte oft von ihnen und aus mir selber weglaufen. Ich redete auch laut mit mir, wenn ich sicher sein konnte, daß mich niemand sieht. Ich kenne aus der Kindheit das Inselunglück. Alle bestehen daraus: die im Haus, die im Dorf. Die Nachbardörfer waren zwei rumänische Dörfer, ein slowakisches und ein ungarisches Dorf. Jedes für sich mit seiner anderen Sprache, seinen Feiertagen, seiner Religion, seiner Kleidung. In diesem deutschen Dorf aber galten alle als schuldig an Hitlers Verbrechen, auch wenn sie während des Kriegs ganze oder halbe Kinder oder noch gar nicht geboren waren. Auch das grüne
161

Tal am Dorfrand kenne ich als Insel. Allein sein mit den Kühen und spüren, wie Landschaft zu groß wird für die armselig bemessene Haut, weil sich Himmel und Gras miteinander verbandeln. Die landschaftliche Schönheit als Drohung empfinden, als Pendeluhr, die ihr Ticken selber frißt und dich übers Gras ins taumelnd Blaue hebt und dort oben rausschmeißt, oder unters Gras ins gestampft Grab-schwarze drückt und rausschmeißt.

Diese deutsche Minderheit wurde als Insel der Nazifritzen gesehen und empfand sich selber als Insel der schuldlos von den Rumänen Bestraften. Waren doch die Rumänen mit Antonescu genauso wie sie Hitlers Verbündete. Wie jede Bauernbevölkerung in ihrem Naturell schon wortkarg genug, wurden diese Bauern durch das, was man Geschichte nennt, zusätzlich stumm gemacht. Sie wurden demütig nach außen, werkten wie bedingungslos Dresierte auf dem Staatsacker, der bis vor kurzem ihr Eigentum gewesen war. Und als innere Kompensation wurde der Mythos der Überlegenheit gestrickt, abseits jedes Vokabulars, das dem Sozialismus hätte in die Quere kommen können. Unbelehrbar in Bezug auf Hitlers Verbrechen, sang man die Nazilieder als Trinklieder, die doch nur gute Stimmung machten. Die damit verbundene Angst befeuerte, durch die gute Stimmung schlich Vorsicht, aber indem man ihr nicht nachgab, hatte man wieder tapfer das sogenannte Volksgut und Brauchtum gepflegt, es vor dem Untergang gerettet. Nein, es war kein Inselglück im Spiel, sondern nationalistisch verstiegene Gruppenangst. Man betrachtete sich als kleiner Haufen, der sich sein Eigenstes, sein »Deutschtum«, nicht nehmen läßt. Der durch seine
162 Lebenstüchtigkeit alle anderen weit in den Schatten stellt.

Ja, ich war als Kind ein Stück ihres Inselunglücks, gehörte dazu, hatte von den Erwachsenen beides übernommen: in Richtung Staat das eingeschüchterte Kind der Nazifritzen, im inneren Knäuel des Dorfes das überhebliche Wissen, daß »wir« Deutsche besser sind als alle anderen. Obwohl mir dies zweite Wissen, wenn ich mit mir allein war, konkret also, nichts half. Obwohl es mir keinen Millimeter Halt gab, nicht einmal im dunklen Zimmer im Bett und im großen grünen Tal schon längst nicht, ging ich im allgemeinen wie selbstverständlich davon aus, daß »wir« etwas Besseres sind. Es gab sogar einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der banatschwäbischen Überlegenheit und staatlichen Schikane: Weil wir die Besseren sind, werden wir drangsaliert – genauso hatte ich es zu Hause erklärt bekommen. Parallel laufend zur staatlichen eine banatschwäbische Ideologie. Sie sollte die Stigmatisierung durch den Staat ausgleichen, half aber individuell keinen Schritt, mit dem Tag, der Stunde, der Minute, der Dorfstraße oder dem Tal zurechtzukommen. Das hatte ich längst gemerkt, aber zu denken gewagt hätte ich das nicht. Ich entgleiste aus dem Wir-Gefühl, obwohl ich es teilen wollte. Man will als Kind dazugehören zu denen im Haus, zu denen im Dorf. Man ist auf etwas für immer Geregeltes angewiesen. Ich sehnte mich danach und ermüdete daran. Sah aber auch, daß jeder so ein bißchen ermüdet an sich selbst und zu viel arbeitet, um das, worüber nicht geredet werden darf, in Schach zu halten. Um der Wachsamkeit dahergelaufener Parteibonzen einerseits und der Pflicht, einer dieser besseren deutschen Wirs darzustellen, zu entsprechen. Nur instinktiv, also unvermeidlich, doch ohne eigenes Eingeständnis, gehörte ich innerlich zum Äußeren
163

oft nicht dazu. Ich suchte keine Gründe. Wird schon bei jedem so sein, dachte ich, man darf es mir nur nicht ansehen. Es ist die beste Erfindung Gottes an uns Menschen, daß er die Kopfknochen so dick und undurchsichtig geschaffen hat, dachte ich. Daß dieses auf den Gruppenerhalt eingeschworene Dorf mit seinem ganzen Dorfleben aus dreihundert Jahre alten Ritualen auf die Vermeidung der Ichs zwecks Erhaltung der Wirs zielt, durchschaute ich nicht. Ich empfand es als eigenes Versäumnis, als Versagen, wenn die Einsamkeit den Tag durchkreuzte und alles Dazugehören ausgehebelt war.

Es sind in diesen Jahren unbewußt die Muster gelegt worden, die sich dann fortgesetzt haben, als ich mit 15 Jahren in die Stadt aufs Gymnasium mußte. Ich weiß bis heute nicht, ob dieses Wiedererkennen der Muster schonte oder zusätzlich belastete. Ich traf in der Stadtschule auf die Insel der Dorfkinder unter den Stadtkindern. Es war ein deutsches Gymnasium, aber die gut gekleideten, schlagfertigen, im Profilieren tüchtigen Schüler kamen aus rumänischen Nomenklatura-Familien. Sie blickten auf die Dörfler herab, arme Deppen, die auch etwas Besseres werden wollen. Wie mich hätten sie alle aus meinem Dorf belächelt. Die Dorfbesseren hatten mir Unsinn erzählt, ihre Selbsteinschätzung entpuppte sich als Selbsttäuschung, 30 km vom Dorf entfernt in der Stadt taugte diese ganze Erziehung nicht die Bohne. Das war eine schnelle, bittere Einsicht. Die Städter waren geschmeidig, sie konnten scharwenzeln mit dem Körper und mit der Zunge. Sie waren Rumänen, aber sauberer gewaschen als ich und fleißiger im Lernen. Warum also hatte
164 man mir zu Hause gesagt: die Rumänen sind dreckig und

faul. Nur eines blieb gültig: Vor Bonzen soll man sich hüten. Sie erwarben durch natürliches, in der Familie angelegtes Geschick die Aufpasserpositionen in der Klasse, boten sich an für Parteiarbeit, leiteten Sitzungen. Sie kamen nicht aus stigmatisierten Familien, in ihren Familien wurde der Staat akzeptiert, ihre Eltern hatten ihnen zwar auch vorgelebt, daß sie etwas Besseres sind, aber im Einklang mit diesem Staat. Ihre Logik war: Wer etwas Besseres im Staat ist, der ist nicht nur etwas Besseres für sich selbst, sondern auch oder gerade gegenüber jenen, die dem Staat suspekt sind.

Und außerhalb des Gymnasiums, auf den Straßen der Stadt war wieder alles zu groß für die armselig bemessene Haut, wenn auch auf andere Weise. Ich hatte Heimweh, bis ich Bücher zu lesen begann über das Phänomen Provinz und über den Nationalsozialismus. Ich sah mein Dorf wie hinter einer Glaswand stehen, eine gespenstisch aus der Welt gerückte Kiste mit gnadenlos erstarrten Leuten. Ich mied die Bonzenkinder, aber ich wollte städtisch werden wie die Tausenden gewöhnlichen Leute in den Läden, Parks, Straßenbahnen. Ich erkannte die vielen herumirrenden Inseln auf der festen Insel aus Asphalt. Das Inselunglück dieser überwachten Stadt spiegelte sich tagtäglich in den Gesichtern. Ich erlebte Polizeirazzien, das öffentliche Abführen von Leuten, die Fotos angstverzerrter Gesichter der geschnappten Ladendiebe in den Schaukästen am Eingang der Läden und als Pendant dazu entlang der Parkwege die Schaukästen mit dem schmierigen Lächeln der Bestarbeiter und sozialistischen Helden. Ich sah die abgerissenen, mitten auf der Straße gestorbenen jungen oder alten Menschen im Staub liegen, die gleichgültig vorüber- 165

gehenden Passanten, und ich sah den Pomp der Staatsbegräbnisse mit den offenen Särgen auf samtverkleideten Lastwagen und die Gaffer mit den glasigen Augen. In den Blicken stand dies Gemisch aus unterdrücktem Ekel vor dem Pomp für einen toten Schweinehund und dem ungezügelten Neid, dem Bedauern, daß einem selbst so ein ehrenwertes Begräbnis nicht gegönnt sein wird. Natürlich hätte sich keiner getraut, die Verachtung oder den Neid zu äußern. Denn jeder wußte, daß unter den Gaffern Aufpaser sind. Jede halbe Bemerkung wäre eine ganze zuviel, das saß fest im Hinterkopf. Ein unüberlegtes Wort hatte schwere Folgen. Wenn man mit einem Ausrutscher der Zunge schon in den Fängen des Bewachungspersonals landen kann und damit sein zukünftiges Leben kippt und das bisherige mitreißt, dann ist jeder gezwungen, eine Insel zu sein. Das Mißtrauen ist immer und überall ein Grundgefühl. Jeder ist ein herumlaufendes Geheimnis, steckt über voll mit Verbotenem. Es ist sein Geschick oder Ungeschick, es für sich zu behalten oder unbesonnen auszulauern. Das ist der alleinige Ausgangspunkt für jede Begegnung zwischen den gewöhnlichen Menschen, so selbstverständlich ist das wie Tag und Nacht. Man darf sich mit dem Verbotenen, von dem jeder weiß, daß man es denkt, nicht erwischen lassen, darf in Wort und Tat nie beweisen, was jeder weiß. Der große rumänische Surrealist Gellu Naum schreibt in seinem Buch »Zenobia«: »... denn es gibt Dinge, über die geschwiegen werden muß (...), die anderen verstehen, soviel sie verstehen können; jeder sagt weniger, als er versteht, und versteht mehr, als man ihm sagt, aber was er versteht, das sagt man ihm nicht, weil er das, was man ihm sagt, nicht versteht und so weiter.«

Und die andere Insel war die Nomenklatura. Wirtschaftsfunktionäre, Parteifunktionäre, Geheimdienst, Polizei, Militär. Sie hatten einen Staat im Staat, Wohnviertel, Läden, Krankenhäuser, Kantinen, Jagdreviere, Urlaubsorte nur für sich. Ihr Inselglück war vielleicht eins im Vergleich zum Leben der gewöhnlichen Leute. Aber die Genugtuung hielt sich wahrscheinlich in Grenzen, denn an diesem Fußvolk mußten sie sich abarbeiten. Sie mußten es stumpf und ängstlich halten, das kostete taktische, auf Wirkung zielende Arbeit. Der Effekt mußte sichtbar sein, sie wurden am Erfolg ihrer Repression gemessen. Das hierarchische Gefälle war zwar klar, aber sie wurden mit allen Mitteln des gewöhnlichen Lebens ausgetrickst, waren dem Volk verhaßt. Ihren Status auskosten konnten auch sie nur unter ihresgleichen – da aber war jeder jedem Kumpan und Kontrahent in einem. Wie in meinem deutschen Dorf mußten auch sie die Erhaltung ihrer Insel als Pflicht auffassen, immer den besseren Wirs entsprechen. Auch sie konnten sich das Dazugehören nicht verschmerzen, gehörten mit Haut und Haar der Gruppe, die etwas Besseres aus ihnen gemacht hatte. Sie waren der vom großen Inselhaufen des Fußvolks gefürchtete kleine Inselhaufen. Ihr eigener Machterhalt war den Regularien der Ideologie völlig unterworfen. Sie waren hoch oben und konnten jederzeit stürzen, die Funktion, Privilegien, materielle Versorgung, ihre Lebensweise schlechthin einbüßen und mit sich ihren ganzen Clan ins desaströs gewöhnliche Leben des Fußvolks herunterreißen. Von diesem aber wurde ihr Absturz nicht bedauert. Auch gefallene Bonzen wurden von den gewöhnlichen Leuten mit Schadenfreude auf Distanz gehalten.

Ein Land, dessen Grenzen mit Gewehren und Hunden bewacht werden, ist eine Insel. Ein großer Teil der Verbote, die jeder mit sich herumschleppte, waren die Fluchtgedanken. Statt Inselglück gab es den in jedem Kopf sitzenden Fluchtwunsch, weg von der Insel, koste es, was es wolle. Es war unvermeidlich und daher selbstverständlich, sein Leben dafür zu riskieren. Die grüne Grenze zu Ungarn und die an Jugoslawien grenzende Donau übten einen Sog aus. Sie zerrten den Verstand in die Füße. Das tödliche Weglaufen nahm kein Ende, egal wie viele gruselige Fluchtgeschichten kursierten. An der grünen Grenze lagen die Leichen bei der Weizenernte zwischen den Mähdreschern, erschossen oder von Hunden zerrissen, meist beides. Auf der Donau trieben Leichenteile, Fliehende wurden von Schiffen gejagt und mit den Schiffsschrauben zermahlen. Dennoch wuchs der Fluchtwunsch. Er steigerte sich zur Fluchthysterie, der Ekel vor dem Alltag, der Überdruß des wertlosen Lebens schlug um in eine Hoffnungspsychose, in das gefährlich erreichbare, aber dann in der Fremde machbare Leben. Der Weglaufinstinkt begleitete alle anderen Dinge. Man sah in diesem Land nur den vorläufigen Ort seines Lebens. Der Glaube, daß sich früher oder später die Gelegenheit zur Flucht ergibt, war der einzige Halt. Dieser zog viel Opportunismus nach sich. Man durfte bis dahin nicht auffallen. Mehr noch, man mußte sich arrangieren, Karriere machen. Je höher man in eine Position klettern konnte, um so größer wurden die Möglichkeiten. Man verfügte über Einfluß, konnte die Abhängigkeit anderer nutzen. Durch die Erpressung der niederen Ränge schuf man sich das Kapital zur servilen Bestechung der höheren. Bei vielen war das Sich-an-die-

168

Macht-Dienen eine einzige, getarnte Vorbereitung der Flucht. Nicht obwohl, sondern gerade weil sie ihr Ziel erreicht hatten, setzten sich Funktionäre ins Ausland ab. Spöttisch sprachen die Leute von der Flucht als höchstem Luxus. Jeder Bonze war doch angeblich von einem hoch entwickelten sozialistischen Bewußtsein beseelt. Nach so vielen Bonzenfluchten hätte man das sozialistische Bewußtsein umdefinieren und konstatieren müssen: Die höchste Entwicklungsstufe des sozialistischen Bewußtseins ist die Flucht in den Kapitalismus. Die Flucht der Bonzen hatte mit dem verzweiferten In-den-Tod-Rennen gewöhnlicher Leute nichts mehr zu tun. Sie war ein abgesichertes Geschäft, das Todesrisiko schrumpfte auf Null. Obwohl die Bevölkerung solchen Gestalten die geglückte Flucht nicht gönnte, diese Freiheit, die sie einem selber bis zum Tag ihrer Flucht genommen hatten, kam in den Kopf hämische Freude, wenn die eigenen Bonzen dem Regime den Rücken kehrten.

Der Sog der Fremde als machbares Leben: nebulös, schicksalsgroß wurde er jedesmal, wenn ich mit dem Zug von Temeswar nach Bukarest fuhr, zu einem konkreten Bild. Der Zug fuhr nämlich eine Weile ganz eng an der Donau entlang. Zwischen ihm und der Grenze war nichts mehr. Und alle, groß und klein, sogar uniformierte Militärs und Polizisten, gingen auf den Gang und schauten hinaus, als stünden sie unter Hypnose, als sähen sie ihre Zukunft. Als wäre diese gleichgültige Donau eine fließende, für jeden persönlich gültige Wahrsagerei übers Gelingen der eigenen Flucht. Niemand mehr bewegte sich, es war still wie in einer Kirche. Und da draußen floß das meist breite, schlingernde Wasser, und es glitzerten hier

169

und da die engen Stellen, wo das Hinüberschwimmen kein Problem wäre. Und drüben lag Jugoslawien, das Transitland Richtung Westen. Man sah Dörfer, Bäume fächelten dort, als würden sie warten, daß man kommt. Niemand mehr traute sich, dem anderen ins Gesicht zu sehen, die Haut spannte sich unwirklich, schimmerte wie eingewachst oder gefroren. Das Träumen hatte alle im Griff, die allgemein bekannte Grundfrage: Fliehen, aber wie. Es war zum Greifen deutlich, woran jetzt alle dachten, so deutlich, daß sich das Rattern des Zugs eine Weile anhörte wie »Ich will weg von hier, ich will weg von hier«, in endloser Wiederholung. Das Eisen sang der Donau entlang sein Lied so beklemmend deutlich auf die Schienen, daß man den Rädern das Maul hätte verbieten wollen, weil die Reisenden wie ein Chor der Ertappten standen. Wenn die Donau vorbeigezogen war, gingen alle wortlos wieder auf ihre Plätze ins Abteil und setzten sich hin, in ihr wirkliches Leben.

Ich bin hiermit wieder einmal beim Gegenteil von Inselglück, bin wieder und noch immer beim Inselunglück. In bezug auf »Glück« gibt es für mich das »Glücklich sein« und das »Glück haben.« Es sind diese beiden nicht nur verschiedene, sondern entgegengesetzte Dinge. Ich kenne das »Glück haben« als Situation, in der das Schlimmste, das zu erwarten war, nicht eingetreten ist. »Glück haben«, weil das Glücklichsein ausgeschlossen ist. Das »Glücklich sein« ist ein dauernder Zustand, eine glatte Strecke. Es wird innerlich getragen, definiert sich als Gefühl. Es basiert auf einem großen eigenen Beitrag. »Glück haben« ist momentan, kommt von außen, hat mit Gefühl überhaupt nichts zu tun, es ist ein oft unerklärlicher Zufall. Daß man »Glück

hat«, passiert blitzschnell wie beim Fingerschnippen, man begreift es erst danach. Kurz danach, aber manchmal auch erst Jahre danach durch die Rekonstruktion von Tatsachen, in denen man seinerzeit ahnungslos stand. Wenn man das »Glück gehabt haben« gleich danach begreift, spürt man das »schrille Glück«. Auch dies ist das Gegenteil von »Glücklich sein«, denn es ist ein unverschämtes, dreistes, den äußeren Vorgaben des Lebens entwishtes Glück. Das schrille Glück ist taumelig, eilt wild durch sich selbst, muß sich sofort austoben, weil es die äußeren Vorgaben nicht ausblenden kann. Es beendet sich selbst, bevor die äußeren Vorgaben es verdecken und wieder kassieren.

Ist »Inselglück« privates Glück trotz katastrophaler Umgebung, ein bewußt gebautes, individuelles »Kopfglück«. Ist es eine Art, intellektuell sein Glück zu machen durch das, was man aus Büchern auf sich selber zugeschnitten hat. Wenn es das Zehren aus Büchern fürs eigene Leben meint, funktioniert es im drangsalierten Alltag nicht. Ich hatte eine Handvoll enger Freunde, wir lasen Bücher und redeten darüber. Es war unsere Hauptbeschäftigung, Gelesenes auf unser Leben zuzuschneiden. Wir konnten unsere Misere in Sachbüchern sachlich formuliert, genau analysiert, nüchtern kommentiert nachlesen. Wir konnten diese Misere in Gedichten und Romanen wiederfinden in der Dringlichkeit des poetischen Bildes. Beide Lesarten gaben Halt, indem sie einem den eigenen Zustand bestätigten. Sie halfen einem, nicht stumm vor sich selber zu sein. Ändern konnten die Bücher nichts, zeigte sich einem doch nur, wie man aussieht, wenn das Glück nicht zu machen ist. Und das ist sehr viel, mehr habe ich von einem Buch nie erwartet. Wenn also das intellektuell gemachte Kopf-

glück, das nicht hinhaut, aus dem »Inselglück« wegfällt, ist dann das »Herzglück« gemeint. Aber sitzt das, was wir »Herzenssache« nennen, nicht im Kopf. Können beschädigte oder gar zerbrochene Menschen ihre intimen Beziehungen, auf die sie so sehr angewiesen sind, überhaupt intakt halten. Die Liebe ist kein anderes Land, sie steht dort, wo die Füße und der Kopf stehen. Sie muß sich tagtäglich den äußeren Umständen stellen. Man kann sich ein Stückchen durch Liebe schonen, sich in ihr anders fühlen als das im Revier der Überwachung ignorierte oder drangsalierte Nichts. Aber gerade deshalb wurde die Liebe auch zur Ersatzhandlung für alle fehlenden Freiheiten. Ich kenne kein Land, in dem die Liebe so hungrig war wie in Rumänien. Kreuz und quer durch die Hierarchien gab es in der Fabrik, in den Schulen, wo ich gearbeitet habe, außereheliche Beziehungen. Männer und Frauen magnetisierten sich, das Elend ihrer Arbeitsplätze machte sie offenbar disponibel. Das Begehrtwerden in einem versteckten, dreckigen Winkel der Fabrik machte die Verstörung am Fließband oder Schreibtisch erträglich. Und die Folgen: ich kenne kein anderes Land, in dem das Intime so durchgängig mit Lüge, Täuschung, Heuchelei, mit dem Zerfleischen ihrer eigenen Substanz so vermengt war. Kein anderes Land mit so viel Gewalt in der Familie, so vielen Scheidungen und auf der Strecke gebliebenen Kindern. Mit strapazierten Nerven ist das »Herzglück« nicht zu machen.

Da bliebe als »Inselglück« noch die Insel als Landschaft, sich mit der Landschaft im Einklang fühlen können. Aus eigener Erfahrung weiß ich jedoch, daß die Landschaft
172 sich aus dem Staat nicht heraushalten läßt. Sie wurde zur

übergangslosen Schönheit, die kaputten Nerven waren ihr nicht gewachsen. Die Landschaft zeigte, wie egal es ihr ist, was mit den Menschen geschieht. Sie war ein Waffenstillstand, eine vom Treiben der Tage abgewandte Stille, eine grüntegezante Ahnungslosigkeit, die sich selber genügt. Die Überrumpelung durch Schönheit ist in der Überdrehung der Nerven nicht auszuhalten. Landschaft wird zur flirrenden Inszenierung der Existenz, zum Panorama der Ängste, Verdoppelung der geraubten Selbstverständlichkeit. Wenn man auf dem Asphalt keinen Ausweg hat, empfindet man Landschaft als arrogantes Material, diese zeitliche Überlegenheit: uralte Steine, das ewiglich Fließende des Wassers, die unzählbare Wiederkehr des Laubs und der Gräser. Sie alle sind gedächtnisfrei, unbekümmert über das, was gestern war und morgen kommt. Das schöne Wort »Blattnerv« ist eben kein Menschennerv, die »Blattader« keine Schläfen- oder Halsader. Wenn man aufs »Inselglück« aus ist, darf man sowas nicht denken.

Für das »Inselglück« braucht man Vertrauen in die Insel. Wenn man intakt daherkommt, bleibt die Insel in ihrem Rahmen, sie hält still und läßt sich bestaunen. Wenn man chronisch verstört daherkommt, greift die Insel zu, man wird seziert ohne ästhetische Betäubung. Man muß die Insel abwehren. Sie projiziert sich so rücksichtslos in den Körper hinein, daß man noch mehr zerrissen wird. Sie verinselt einen. Im Schlagabtausch mit der Insel zieht man immer den kürzeren.

Es gibt im Westen eine sehr beliebte, alle paar Jahre wiederkehrende Umfrage an Schriftsteller, um herauszufinden, welche Bücher anderer Autoren ihnen die wichtigsten sind. Der Satz dieser Umfrage lautet: »Welche Bücher
173

würden Sie mitnehmen, wenn Sie allein auf eine Insel müßten?« Für mich ist die Frage erschreckend naiv. Wenn ich auf eine Insel MÜSSTE, hätte ich keine Wahl, ich dürfte kein einziges Buch, das mir lieb ist, mitnehmen, weil jedes dieser Bücher von vornherein verboten wäre. Ja ich MÜSSTE vielleicht sogar auf die Insel, weil ich diese Bücher mag und ihren Inhalt nicht für mich behalten habe. Ich müßte als Strafe für diese Bücher auf die Insel. Wenn ich aber nicht auf die Insel MÜSSTE, sondern hinkäme, weil ich es WOLLTE, könnte ich sie jederzeit wieder verlassen, kommen und gehen nach Belieben und immer andere Bücher mitnehmen. Oder auf der Insel bleiben und mir die Bücher schicken lassen. Wenn westliche Intellektuelle von »Insel« reden, riechen sie das Parfüm der exemplarischen Freiheit. Eine Insel, auf der das Regelwerk von Gesetz und Verpflichtung aufgehoben ist. Noch ein gutes Buch dazu lesen, und schon ist man am Höhepunkt der Selbstbehauptung. Und selbstverständlich hat man nicht bloß die guten Bücher mitgenommen auf die Insel, sondern so nebenbei auch gute Kleidung, gute Kosmetika, gutes Essen, eine gute Gesundheit, aber prophylaktisch auch gute Medikamente.

Wozu brauchen westliche Zeitschriftenmacher, deren Leben nie von Repression durchkreuzt wurde, das gedankenlos subversive Prickeln, um eine Umfrage attraktiv zu machen. Natürlich wissen sie Bescheid: es gab Inseln für Pest- und Leprakranke, es gab und gibt Gefängnisinseln. Auch Nelson Mandela war auf einer Insel gefangen, der PKK-Chef Öcalan ist Alleinbewohner einer Gefängnisinsel. Herrschende haben das Wasser als leicht zu bewachenden, zur Isolation tauglichen Gürtel immer schon in

Dienst genommen. Dennoch steckt für westliche Intellektuelle das »Auf-die-Insel-Müssen« voller persönlicher Freiheiten. Sie werden weder von dem Wort INSEL noch von MÜSSEN irritiert. Sie fragen nach freier Entscheidung mit einem Satz, in dem die Unfreiheit vorausgesetzt ist. Sie haben den Kopf voller Bücher, keines hat ihnen auch nur ein Detail der Unfreiheit begreiflich gemacht.